

Zeitschrift: Kinema
Herausgeber: Schweizerischer Lichtspieltheater-Verband
Band: 4 (1914)
Heft: 16-17

Artikel: Feuilleton : In der Sommerfrische [Fortsetzung]
Autor: Hellmuth, Marie
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-719515>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Kulturleben muß nicht nur der einzelne mehr lernen, sondern das Wissen muß möglichst in die breite Masse und in die weitesten Schichten vordringen. Das sind Zitate, die von der Unparteilichkeit des Autors Zeugnis ablegen. Er schöpft aus allen verfügbaren Quellen, z. B.: „Das ist nämlich das Großartige des Kinetographen, daß er eine gewaltige Publikationskraft besitzt, wie keine Erfindung zuvor. Um sich eine Vorstellung davon machen zu können, sei folgende Berechnung angegeben: Die Kopie eines Negativfilms kann 30 Betriebswochen gebraucht werden; da man täglich mit 480, wöchentlich also mit 3360 Besuchern rechnet, so wird jede Kopie von 100,800 Menschen gesehen. Von demselben Negativfilm ist jedoch eine große Anzahl von Positivkopien möglich. Infolgedessen kann eine derartige glückliche Beobachtung eines Gelehrten vielen Millionen Menschen zugänglich gemacht werden. Berühmte „Weltschläger“ sollen es auf 13 Millionen Bechauer gebracht haben.

Einspruch muß gegen folgende Behauptung erhoben werden: „Wer ständig kinematographische Vorführungen mit angesehen hat, der hat die innere Ruhe und Sammlung verloren, um noch Bücher zu lesen, die gedankenreich und weniger sensationell sind.“ Schreiber dieser Zeilen sieht seit 15 Jahren wöchentlich mehr Films, als der Herr Verfasser in einer großen Spanne Zeit, und dennoch wurde das besprochene Buch sogar mit Interesse studiert. Dafür kann Folgendem beigepröchtet werden: „Die kinematographische Darstellung eines wirklichen Bühnendramas halte ich selbstverständlich für zulässig, wenn der Text, den ich schon kenne oder der mir gleichzeitig vorgelesen wird, den psychologischen Zusammenhang herstellt.“ Wer aber einen Film prüfen will, soll seinen Inhalt nicht kennen, um nur den Film wirken zu lassen.



Offener Brief an Edison.

(„Das Lichtbild“)



Sehr geehrter Herr Edison!

Wenn ich mir erlaube, in aller Deffentlichkeit ein paar Zeilen an Sie zu richten, so tue ich es, weil die Angelegenheit, die mir am Herzen liegt, von immenser öffentlicher Wichtigkeit ist.

Es handelt sich um Ihre neueste Tat, das Kinetophon, genauer gesagt, um die möglichen, ja wahrscheinlichen Folgen dieser Tat. Ich halte diese Folgen für eine Gefahr.

Zunächst, um Mißverständnissen vorzubeugen: Das Kinetophon, das jüngste Kind Ihrer technischen Muse, ist ganz gewiß eine große und vortreffliche Sache. Es ist mir bekannt, daß sich seit geraumer Zeit die besten Köpfe vom großen Generalstab der Erfinder vergebens darum mühten, und ich stehe nicht an, dem Scharfsinn und dem Fleiß, den Sie an die glückliche Lösung des Problems verwandten, mein schönstes Kompliment zu machen. Trotzdem muß ich in aller Bescheidenheit konstatieren, daß das Kinetophon hinter dem weitaus meisten Ihrer sonstigen Produktion meilenweit zurückbleibt. Ich denke, wenn ich das sage, natürlich nicht an das zweifellos sehr geistreiche technische Detail, sondern vielmehr an die Idee Ihrer Erfindung, die im Augenblick, da Gramophon und Kinetograph in der Welt waren, durch simple Addition errechnet werden konnte. Aber das Ideelle versteht sich vielleicht in der Welt der Technik genau so von selbst wie das Moralische in der Welt des Ethos, und gar heute, da die Ideen so wohlfeil geworden sind, daß selbst der bankerotteste Bankerotteur ihrer noch ein Duzend zu vergeben hat, kommt es wohl weniger darauf an, eine Idee zu haben, als darauf, sie auszuführen. Nichts desto weniger scheint es mir nicht unwichtig zu sein, daß das kleine Warenhausmädcl und der Portokassenvallier, die im Vorstadtkino einen der berüchtigten „singen-

In der Sommerfrische.

Roman von Marie Sellmuth.

(Fortsetzung.)

„Das wirst du nie tun, versprich es mir!“

„Niemals, ich schwöre es dir!“

Nun sagte ich nichts mehr. Ich sah, wie er Papiere, Gold und Banknoten zusammenraffte und in seine Tasche schob, sah alles, wie im Traume, ohne mich zu regen.

Plötzlich fiel mir unser Kind ein. In wenig Augenblicken war ich im Schlafzimmer, dann wieder neben ihm; ich hielt ihm das schlafende Kind entgegen. Er neigte sich darüber, um es zu küssen, bog dann mit einem qualvollen Ausdruck den Kopf zurück.

„Gott möge es schützen! Ich werde sühnen, was ich verbrach!“ Nun war er fort, ich hörte den Wagen rollen, dann die Uhr drei schlagen. Mechanisch trug ich dich wieder in dein Bettchen, ich kauerte davor nieder. So verbrachte ich die Nacht, ich hatte keinen klaren Gedanken, nur die eine Empfindung quälte mich, es mußte etwas Furchtbares geschehen sein. Endlich, endlich wurde es im Hause lebendig und endlich — ich hatte mich ins Wohnzimmer geschleppt — kam Jürgens. Ich sah ihn an, zu sprechen war ich nicht imstande, auch er rang vergebens nach Worten. Nie zuvor hatte ich ihn so erregt gesehen!

„Es ist eine schwere Aufgabe, welche mir Leo aufbürdet“, sagte er endlich. „Ich soll Ihnen sagen, was er nicht vermochte. Darf ich nicht lieber auch schweigen?“

„Nein!“ entgegnete ich hart. „Ich will alles wissen, ich werde auch alles anhören können!“ Dabei setzte ich mich aufrecht, um ihm zu beweisen, daß ich standhaft sein wolle. Und doch brach ich zusammen, als ich nun alles gehört. Leo hatte gespielt, wie wahnsinnig gespielt! Da er fast stets verloren, war der Gedanke bei ihm zur fixen Idee geworden, das Glück zu erzwingen.

Es gelang ihm nie, und nun hatte er behauptet, einige der Herren spielten falsch. Erst habe er es nur zu ihm ausgesprochen, er sei immer mit ihm gegangen, um ihn vor zu großer Verschwendung zu bewahren; denn seine Verluste hätten sich schon im Geschäft fühlbar gemacht. Er habe ihm alle erdenklichen Vorstellungen gemacht, alles umsonst.

Nun in dieser Nacht sei es zur Katastrophe gekommen. Leo, der wieder eine bedeutende Summe verloren, sei plötzlich aufgesprungen, habe die Hand des Bankhalters — desselben, den auch ich einst gesehen — festgehalten und ihn offen beschuldigt, die Karten vertauscht zu haben. Es sei zu einem entsetzlichen Tumult gekommen, der Franzose sei auf Leo zugesprungen, und dann — wie es geschehen, wisse er selbst nicht genau — habe Leo mit furchtbarer Gewalt einen schweren silbernen Leuchter auf den Kopf des viel kleineren Mannes niedersausen lassen. Dieser sei lautlos zusammengebrochen.

Nur stoßweise waren diese Sätze über seine Lippen gekommen. Jetzt schwieg er ganz, während ich wie gelähmt vor

den Film erleben“, um das Gegebensein dieses Additionsexempels gewußt haben, längst ehe Sie, verehrter Herr, die Lösung brachten. Es war ja auch wirklich zu dumm, wenn das Couplet nicht aus dem Munde des dicken Komikers auf der Leinwand zu kommen schien, sondern aus seinen Füßen, oder wenn er, Worte bildend, die Lippen bewegte, just während der Grammophon pausierte, aber mit stumm verschlossenem Mund da stand, wenn, was es vorhin zu singen schien, post festum aus dem blechernen Trichter erscholl. Das wird also jetzt nicht mehr vorkommen, denn Ihr Kinetophon garantiert den lang entbehrten „Synchronismus“ zwischen Filmbild und Grammophonplatte. Wort und Bild werden in Zukunft täuschend natürlich übereinstimmen. Die kleinen Warenhausmädels werden sich nicht mehr mokieren müssen, wenn Otto Reuttner sich flimmern-der Weise produzieren wird, die Illusion wird perfekt, der Kunstgenuß in Berlin N. ein ungetrübt sein. Und die Filmfabrikanten werden aufstehen wie ein Mann und den kaum freierenden „Autorenfilm“ von singenden und sprechenden Kinetophondramen ablösen lassen. Dies aber ist die Gefahr, die mir Ihre Erfindung zu bergen scheint, Herr Edison, und von ihr will ich sprechen.

Die Freunde und Anhänger des stummen Films konnten mit Recht darauf hinweisen, daß er niemals eine Kon-

kurrenz der Schaubühne werden könne, weil ihm ja deren eigentlichste Domäne, das Wort, verschlossen sei. Wenn schon von Konkurrenz die Rede sein müsse, sagten sie, so beschränke sich die höchstens auf ein ganz kleines, von der modernen Schaubühne obendrein völlig vernachlässigtes Spezialgebiet, nämlich das der Pantomime. Es bestehe also kein Grund zur Feindschaft und vollends die Herren Schriftsteller hätten keinen Anlaß, verstimmt beiseite zu stehen. Der Film setze sie nämlich in die Lage, die schöne alte Kunst der Pantomime neu ausleben zu lassen. Er sichere ihnen außerdem eine bisher kaum geahnte Publizität, die indirekt auch den Erfolg ihrer Werke für das Theater und den Roman fördern dürste. Und schließlich sei doch der Film in diesen wirtschaftlich so schweren Zeiten schon deshalb nicht zu verachten, weil er neue und ergiebige Einnahmequellen erschließt. So sagten sie. Nach Tische las man es dann natürlich anders. Die versprochene Renaissance der Pantomime ließ auf sich warten, aber die einmal gewonnenen Schriftsteller waren fleißig, nahmen Fühlung mit der jungen Industrie, kümmerten sich um ihre Technik, experimentierten, verwarfen, stritten, planten und bauten, rissen ein und bauten wieder. Das Resultat von alledem war letzten Endes der Autorenfilm, der — man kann sagen, was man will — nicht gerade eine neue Kunstform,

Siemens-Kohle

anerkannt vorzüglichste Kohle

für Projektionszwecke

Gebrüder Siemens & Co., Berlin-Lichtenberg

Lager für die Schweiz:

Siemens Schuckertwerke :- Zweigbureau ZÜRICH

Grauen dasaß. Als er immer noch schwieg, hob ich meine Augen zu ihm empor, ich wagte keine Frage auszusprechen. Was er sie nicht in meinem Blick?

Starr sah er mich an, und da begegnete ich einem so verzweifeltsten Ausdruck seiner Augen, daß ich mit einem Aufschrei in die Knie sank.

Ein Wort, ein einziges, furchtbares Wort gellte vor meinen Ohren. Hatte es jemand neben mir ausgesprochen? Angstvoll, mit irrem Blick, sah ich mich um.

Jürgens versuchte mich aufzurichten — ich weigerte mich. Niedergeschmettert von dem, was ich gehört, lag ich am Boden und da hatte ich das Gefühl, als dürfe ich nie wieder mein Haupt erheben. O, wenn sich die Erde öffnen möchte in diesem Augenblick, mich versinken zu lassen — nichts mehr hören zu müssen von dem grauenvollen Wort.

Zimmer wieder neigte sich Jürgens über mich, er redet auf mich ein, ich müsse mich beherrschen, wir dürften kein Aufsehen erregen. Er werde sagen, Leo habe plötzlich verzeihen müssen; er wolle uns ja vor der Schmach einer öffentlichen Unterjochung bewahren. Doch dürfe auch ich durch mein Benehmen nichts verraten. Ich sollte an mein Kind denken und nicht vergessen, daß auch dieses unschuldige Wesen den Namen „Rhoden“ trage. Da endlich hatte ich begriffen. Ich erhob mich langsam. Als ich wieder auf dem Sofa saß, nahm ich seine beiden Hände in die meinen, legte mein Gesicht darauf und bat flehend: „Verlassen Sie uns nicht! O, stehen Sie uns und ihm bei!“

Er versprach es. Doch sollte ich ihm dagegen geloben, ruhig zu werden und mich in alle seine Anordnungen zu fü-

gen. „Alles, alles will ich tun“, murmelte ich, dann fiel mir plötzlich wieder Leo ein. „Wird ihm auch nichts geschehen?“ schrie ich laut auf. „Er ist schon weit fort. Ich hoffe, auch ihn zu schützen“, antwortete er mir. Ein Weinen aus dem Kinderzimmer tönte an mein Ohr.

Der Laut brachte mich vollends zur Besinnung. „Ich werde ruhig sein.“ Dann erhob ich mich und wollte das Zimmer verlassen, doch ich schwankte und wäre zu Boden gestürzt, hätten mich nicht zwei Arme umfangen.

11.

Von der Zeit, welche nun folgte, habe ich nur eine unklare Vorstellung. Ich soll sehr krank gewesen sein und fast immer unbeweglich und teilnahmslos dagelegen haben. Manchmal sah ich wie im Traum ein Gesicht sich über mich neigen und wie ein Hauch fühlte ich eine leise Berührung meiner Stirne. „Leo“, flüsterte ich dann leise, und wollte die Arme heben, doch kraftlos ließ ich sie wieder sinken.

Dan kamen wirre Bilder: wir wurden gehetzt, verfolgt von Land zu Land — ich wollte mit ihm weiter, immer weiter ziehen — doch eine Schwere, ein Bleigewicht, fesselte meine Füße, ich ließ ihn allein gehen und lag verschmachtend am Wege.

Einmal gelang es mir, die Augen zu öffnen, ich sah in dem halbdunklen Zimmer eine schwarze Gestalt hin- und hergehen, ein weißes Häubchen auf dem schlichten Scheitel. „Was tun Sie hier?“ fragte ich matt. „Gott sei Dank!“ hörte ich rufen, dann versank wieder alles in nichts.

Ein schöner Frühlingstag war es, an dem ich zum ersten mal wieder mit klarem Bewußtsein zu denken imstande

aber immerhin eine ernst zu nehmende Zwischengattung darstellt.

Und nun kommen Sie, Herr Edison, und lassen das Kinetophon auf uns los. Wissen Sie, was die Folge sein wird? Man wird sich nicht darauf beschränken, den singenden Film auf die Höhe der Zeit zu bringen, wird nicht nur große Sänger und Schauspieler in Fragmenten ihrer besten Leistungen, ja ganze Theatervorstellungen kinetophonieren, sondern — schrecklicher der Schrecken! — „eigens für das Kinetophon geschaffene Werke unserer ersten Autoren ins Volk tragen. Das heißt mit dürren Worten nicht mehr und nicht weniger, Herr Edison, als daß der Film aufhören wird, stumm zu sein, und daß er, statt sich in Ruhe weiter zu entwickeln, wieder der Affe des Theaters werden wird, der nicht zu sein, er kaum zu lernen begann. Wieder werden wir schauernd Reforde der Geschmackslosigkeit aufstellen sehen, nur daß sie fürchterlicher sein werden als je zuvor. Beim dümmsten Film ohne Worte man sich zur Not etwas Vernünftiges denken. Versuchen Sie das, bitte, wenn das auf der Leinwand agierte Drama Sie mit einem „allen Anforderungen der Neuzeit entsprechenden“ Dialog attackiert! Wollen Sie die Verantwortung dafür übernehmen, daß dies der Menschheit des zwanzigsten Jahrhunderts widerfährt? Fühlen Sie Amerikaner sich stark genug, um den Fluch aller guten Europäer zu ertragen? Ja, sagen Sie?! Und glauben, daß der Segen des Kinetophons, richtige Verwendung vorausgesetzt, diesen Fluch mit Zins vom Zins ins Gegenteil verkehren wird? Das kann Ihr Ernst nicht sein, Herr Edison. Was wird denn viel gewonnen sein, wenn die Enkel die kinetophonische Gegenwart der göttlichen Sarah Bernhard, des großen Zaccari, des größeren Moissi erleben werden? Nichts wird gewonnen sein, gar nichts. „Seltsam!“ werden Sie sagen, „diese Künstler also galten einst wunder wie viel. Nein, haben unsere Großeltern einen furiosen Geschmack gehabt!“ Und die Enkel werden natürlich Recht haben, so wie wir mit Recht dasselbe sagen würden, wenn es zur Zeit der Wolter

und des jungen Sonnenthal das Kinetophon schon gegeben hätte.

Nein, nein und nochmals nein: die Welt wird nicht reicher, sondern ärmer durch Ihr Kinetophon, Herr Edison, und das nicht nur, wenn wir auf die Künste exemplifizieren, sondern ganz allgemein. Eines geliebten Toten zum Beispiel kann ich besser und würdiger gedenken, wenn ich nichts habe von ihm als die Erinnerung. Die kinetophonische Nähe der Mutter im Grab würde mich zur Verzweiflung bringen. Gestalt und Stimme der Verstorbenen, so listig konserviert, als lebte sie, würden meine Gedanken an sie entzaubern und entweihen. Sie war ein Mensch und hatte ihre Schwächen, gewiß. Diese kleinen Flecken aber, die die gütige Retouche der Zeit ganz aus dem Erinnerungsbild der Geliebten tilgte, würden am Ende all ihr Edeltum wild überwuchern, wenn ich sie sehen und hören müßte, nicht wie sie war, ach nein, wie der Apparat sie notierte. Ja, selbst, wenn dies nicht geschähe, im besten Falle also, würde ich Ihrer mit Hilfe des Kinetophons nicht anders gedenken als ohne sie.

Auch damit ist es also nichts, Herr Edison, und deshalb dürfte es wohl das Beste sein, zu verhüten, daß sich die geschätzte Industrie Ihrer neuesten Erfindung bemächtigt. Mögen die singenden Films ruhig weiter unzulänglich sein. Wir werden es mit Würde zu ertragen wissen. Unerträglich aber wäre es, wenn die Films und wenn die Toten zu reden beginnen.

Werden Sie die Konsequenzen ziehen, die gezogen werden müßten? Werden Sie der Selbstverleugnung fähig sein, den Zorn enttäuschter Industriemagnaten auf sich zu laden, auf hohe Tantien zu verzichten? Werden, ja werden Sie das Kinetophon, das kaum geborene, vernichten, ehe es Ihnen und uns zum Schaden über den Kopf wächst?

Ein Narr, der auf Antwort wartet. Ich weiß, Sie werden es nicht. Aber, es wäre, denke ich, nicht Ihr kleinster Verdienst, wenn Sie es dennoch täten.

war. Die Sonne schien ins Zimmer — ein Strahl fiel auf meine zusammengelegten Hände.

Wie im Traum sah ich darauf nieder. Plötzlich fiel mir auf, daß mein Trauring fehlte. Ich schrie leicht auf. Doch in demselben Augenblick war eine Frauengestalt neben mir, während ein mildes freundliches Gesicht sich zu mir neigte.

„Mein Ring!“ sagte ich leise. „D, der ist hier, doch ein wenig zu weit geworden“, war die Antwort. „Wo ist mein Mann?“ Doch sowie ich die Frage ausgesprochen, kam wie ein Blitz die Erkenntnis, die Erinnerung an die grauenvolle Nacht. Mit einem Wehlaut bedeckte ich mein Gesicht. Was nicht jeder in meinen Augen die Mitwisserschaft der großen Schuld. Dann kam Jürgens. Er saß an meinem Lager und wieder redete er leise auf mich ein, ich möge mich doch zusammenehmen und nichts verraten.

Wenn er zu mir sprach, wurde ich stets ruhiger und ich fügte mich in alles. Nur fremde Menschen mochte ich nicht um mich sehen. Selbst dein Anblick mein Kind, verzehrte mich in solche Aufregung, daß man dich immer wieder bald entfernen mußte. Wie oft habe ich später gedacht, wie viel besser wäre es gewesen, wenn wir damals beide gestorben wären. Doch es war anders beschloffen. Wir sollten leben!! Leben, um die schwere Last weiter zu tragen.

Allmählich redete mir meine Pflegerin zu, aufzustehen, ich tat es schließlich. Mechanisch ließ ich mich ankleiden. Wohin sie mich führte, da blieb ich sitzen. Ich fragte nicht einmal nach meinem Kinde. Später erfuhr ich, daß man dich mit der Wärterin aufs Land geschickt.

Nur wenn Jürgens kam, verriet ich Interesse. Zimmer

wieder fragte ich nach Leo. Einmal brachte er mir eine Depesche, sie war aus New-York. Sie enthielt nur die wenigen Worte: „Glücklich angekommen. Genaueres später.“

Eine weitere Nachricht sei aber noch nicht angekommen. Wohin er sich gewendet, wisse er nun auch nicht.

Doch nun laß mich kurz fassen: Mit der Zunahme der Körperkräfte kam auch das Interesse an äußern Dingen wieder. Ich verlangte nach Zeitungen aus jenen Tagen. Statt ihrer kam Jürgens. Bei seinem Anblick fing mein Herz heftig zu pochen an, er sah so ernst aus und schien meinem Blick auszuweichen. Ich bat ihn inständig, mir endlich Klarheit zu gebe, ich sei stark genug, alles zu hören. Nun erzählte er mir, er habe damals auf vieles Bitten erreicht, daß die Herren, welche bei dem Vorfalle zugegen gewesen, unverbrüchliches Schweigen gelobt aus Rücksicht für mich und das Kind. Auch hätten sie wohl vermeiden wollen, daß ihre Namen bei der Gerichtsverhandlung genannt würden, da sie sämtlich den bessern Kreisen angehörten. Nur einer unter ihnen, ein Verwandter des Bankhalters, habe sich geweigert, sein Wort zu geben. Nur durch Zahlung einer sehr hohen Summe habe er endlich von ihm das Versprechen erlangt, von einer Verfolgung — die auch aussichtslos sein würde — abzustehen. Doch so recht traue er ihm nicht. Dennoch möchte ich nun endlich ruhig werden, über die Geschichte werde Gras wachsen und dann könne noch alles gut werden.

Ich bedeckte mein Gesicht mit beiden Händen. Gut werden konnte es doch niemals mehr. Aber folgen wollte ich Leo, sobald ich wisse, wo er sei, und mit ihm Freund und Leid teilen. „Das ist unmöglich“, sagte er leise, „bedenken Sie

wendung von § 9 und 10 von seiner Kompetenz Gebrauch und erließ am 21. August 1913 eine Verordnung, welche die Sonntagsarbeit in den Kinematographentheatern auf dem Gebiete des Kantons Zürich regelt. Danach sind diese Bühnen an den hohen Festtagen gänzlich zu schließen; an den übrigen öffentlichen Ruhetagen dagegen dürfen sie von nachmittags 3 Uhr bis abends 10 Uhr offen gehalten werden. Die Arbeitszeit beträgt an öffentlichen Ruhetagen höchstens 9 Stunden; es sind ihnen mindestens 52 Tage im Jahre freizugeben.

Gegen diesen Beschluß des Regierungsrates ergriff der Verein zürcherischer Kinobesitzer den staatsrechtlichen Rekurs und verlangte dessen Annullierung, eventuell eine Abänderung desselben in dem Sinne, daß die Offenhaltung an den Ruhetagen mit Ausnahme der hohen Feiertage von 2—11 Uhr gestattet sei. Der Beschluß bewirke eine formelle und materielle Ungleichheit der Rekurrenten und verstoße somit gegen Art. 4. B.-V.

Das Bundesgericht hat den Rekurs am 3. April als unbegründet abgewiesen. Die Erwägungen waren ungefähr folgende: Was zunächst die formelle Ungleichheit betrifft, die in der Anwendung der §§ 8 und 9 des Ruhetagsgesetzes auf die Kinos bestehen soll, so hängt die Begründetheit der Beschwerde davon ab, ob die Kinematographen zu den gewerblichen Betrieben zu rechnen sind oder nicht. Nun hat bereits der Bundesrat diese Frage bejaht. Das Bundesgericht hat in feststehender Praxis den Begriff des Gewerbes im Sinne von Art. 31 B.-V. dahin ausgelegt, daß darunter jede berufsmäßig ausgeübte, auf Erwerb gerichtete Tätigkeit zu rechnen sei. Der gewerbliche Charakter speziell der Kinematographen ist vom Bundesgericht bereits zweimal ausgesprochen worden. (Bd. 38 1, S. 435 ff. und Bd. 39 1, S. 12 ff.). Sachliche Gründe sprechen nicht dafür, von dieser Praxis heute abzugehen. Mithin ist die Unterstellung unter Paragraph 8 des Ruhetagsgesetzes gerechtfertigt. Statt diese Bestimmung in ihrer ganzen Tragweite anzuwenden, hat zudem der Regierungsrat den Paragra-

phen 9 weitherzig ausgelegt und eine beschränkte Arbeitszeit an den öffentlichen Ruhetagen gestattet. Was sodann der Vorwurf der materiellen Ungleichheit anbelangt, so kann ein solcher jedenfalls nicht darin erblickt werden, daß die Verordnung ausschließlich die Arbeit in den Kinos regelt. Der Regierungsrat ist nicht verpflichtet, etwa auch den Betrieb der Theater zugleich zu regeln; er kann eine Verordnung erlassen, wann er eine solche für nötig erachtet und für die Betriebe, deren spezielle Verhältnisse eine solche erfordern. Die Kinos sind zudem neu und rasch aufgekommene Institute, im Gegensatz zu den Theatern. Liegt nun aber eine rechtliche Ungleichheit darin, daß die Theater ihre Vorstellungen bis 11 Uhr oder noch später ausdehnen können? Das Bundesgericht hat die Frage verneint und den Ausführungen des Regierungsrates beigestimmt, daß die tatsächlichen Verhältnisse bei diesen beiden Arten von Schaustellungen nicht die nämlichen sind. Beide arbeiten unter ganz andern Arbeitsbedingungen, die eine verschiedene Behandlung rechtfertigen. Die Spieldauer und damit die Arbeitszeit ist sowohl bei Theatern als auch bei den andern von den Rekurrenten angerufenen Schaustellungen, auf die Woche berechnet, viel kürzer als bei den Kinos. Diese sind ständig von mittags bis abends im Betriebe, während dort sich die Aufführungen auf den Abend (eventuell noch Sonntag nachmittags) beschränken. Das Personal der Kinos ist also während der Woche viel stärker in Anspruch genommen, sodaß es gerecht erscheint, wenn es Sonntags relativ geschont wird. Diese Verhältnisse haben übrigens auch in andern deutschen und schweizerischen Städten den Erlaß spezieller Kinematographenverordnungen bewirkt. Aus diesen Gründen ist auch der Vorwurf materieller Ungleichheit abzuweisen. Da die gleichen Momente auch für die Verwerfung des Eventualstandpunktes sprechen, so wurde auch dieser vom Bundesgericht abgelehnt.



doch nur, daß Sie ihm eine Last sein würden. Er muß sie selbst erst eine Existenz gründen."

"Aber wir sind ja reich, da kann es doch nicht so schwer halten!" Ich begegnete einem seltsamen Ausdruck seiner Augen. — "Sind wir es denn nicht?" Er schwieg und senkte seinen Blick. "Ich will es wissen, ich will klar sehen!" rief ich heftig. "Nun denn, wenn Sie es durchaus verlangen — Leo hat viel, viel mehr gebraucht, als er gedurst hätte. Dazu die verlorenen Summen der letzten Nacht. Nur durch eiserne Konsequenz wird es mir möglich sein, uns vor vollständigem Ruin zu bewahren."

Mit weitgeöffneten Augen saß ich da. Also auch das! Aber was war Armut im Vergleich zu dem Fürchterlichen, was ich durchgemacht und was Leo tragen mußte. — "So bin ich also arm — gut, daß ich das weiß, dann werde ich von nun an mein Leben anders einrichten." Ich sprach ruhig. Jürgens wurde erregt. "Um Gotteswillen, Elisabeth, wie mögen Sie so sprechen! In Ihrem Leben darf keine Milderung eintreten. Ich arbeite gern und freudig für Sie." Als ich ihn finster ansah, wurde er bleich.

"Leo hat Sie mir als heiliges Vermächtnis ans Herz gelegt, wie sollte ich mich vor ihm verantworten, wenn ich Sie darben ließe!" Er hatte jetzt sehr leise gesprochen, seine Stimme bebte. "Erschweren Sie mir meine Aufgabe nicht."

Mich erfaßte plötzlich ein Schwindel, kraftlos sank ich zurück. Törrin, die ich war! Wie wollte ich auch Hilfe von der Hand weisen, da ich selbst so schwach und kaum imstande war, zu gehen?

"Aber wie soll es denn werden?" fragte ich kleinlaut,

"ich kann doch nicht weiter leben in diesem großen Hause? Ich will auch keine fremden Menschen um mich sehen!" Nun redete er mir zu, nach unserem Landhause überzusiedeln, dann könne ich auch Leonie um mich haben. Meine Krankheit entschuldige ja meine völlige Zurückgezogenheit. Später könne ich ja mein Leben nach eigenem Ermessen einrichten. Jetzt dürfe ich von keiner Milderung sprechen, das würde auch zu sehr auffallen. Wir müßten jetzt jedes Aufsehen vermeiden. Und ich fügte mich in alles, wie er es anordnete. Wir wohnten nun wieder im Landhause. Nur deine Wärterin und ein altes, treues Dienerpaa begleiteten uns. Wir lebten sehr einfach. Ich beschränkte meine Bedürfnisse auf das äußerste, was mir häufig Vorwürfe von Jürgens einbrachte. Er besuchte uns oft, hatte stets eine kleine Aufmerksamkeit bereit, bald für mich oder für dich. Sehnsüchtig sah ich seinem Kommen entgegen, stets hoffend, er werde eine Nachricht von Leo bringen.

Sie kam nicht! Außer der einen Depesche kein Lebenszeichen! Ich wollte oft verzweifeln! Jürgens versuchte mich dann zu trösten, manchmal auch wieder verurteilte er Leo. Es sei nicht zu entschuldigen, daß er uns so ganz ohne Nachricht lasse. Das wollte ich gar nicht hören, er könne ja krank sein — in Not oder vielleicht gar tot. — Dann geriet ich jedesmal wieder in eine solche Aufregung, daß selbst alles Zureden Jürgens nichts nützen wollte, bis schließlich eine körperliche Mattigkeit folgte, die mich für eine Weile ganz teilnahmslos machte.

Dann wieder kamen Zeiten, wo ich nur alle erdenklichen Pläne für die Zukunft schmiedete. Zuerst wollte ich,

hervorragender Wettkämpfe bietet, dürfte jede theoretische und praktische Ausbildung auf das Beste unterstützen. Und aus diesem Grunde dürfte dem Sportfilm ein großer Erfolg beschieden sein.

Es soll nicht unerwähnt bleiben, daß das Bewußtsein einer unbestechlichen Ueberwachung durch den untrügerischen Kinoapparat jeder unrichtigen Kampfesweise und jeder „Schiebung“ vorbeugt und daß die kinematographische Aufnahme in bei weitem höherem Maße als die einfache photographische Aufnahme einen Irrtum der Schiedsrichter verhindert.



Allgemeine Rundschau.



Schweiz.

— In Zürich 6 wurde der Direktor einer Kinematographenunternehmung verhaftet, weil er vom Untersuchungsrichter beim Landgericht Stuttgart wegen Betruges in bedeutendem Betrage verfolgt wird. Dessen Auslieferung wurde auf diplomatischem Wege verlangt.

— **Un journal bien pensant.** Un journal catholique de soleur, l'Oltener Nachrichten, informe les lecteurs que en temps de carême, accepter des avis relatifs a des représentations théâtrales et cinématographiques, organisées par les non catholiques. Il n'accepte pas davantage des comptes rendus de ces soirées dans son texte. Reste a savoir si ces avis et ces comptes rendus sont de la publicité payante. Auquel cas le mérite de notre pieux confrère sera évidemment doublé.

Deutschland.

— **Von der Südamerika-Fahrt des Prinzen Heinrich.** Es dürfte die Leser unseres Blattes gewiß interessieren,

natürlich heimlich, Nachforschungen nach Leos Verbleib anstellen — doch ich besaß ja keine Mittel! — Später kam mir einmal der Gedanke an Doktor Vandermann, er wollte mir ja ein Freund sein in jeder Not. Aber durfte, konnte ich zum Mitwisser des entsetzlichen Geheimnisses machen? Unmöglich! Dann blieb mir zuletzt immer wieder nur Zürichens. Er war ja auch so gut und ein treuer Freund — und wenn er in solchen Tagen zu mir kam und ich ihm meinen Kummer klagte, dann redete er mir zu wie einem kranken Kinde. Nie wurde er heftig, im Gegenteil war seine Geduld, die er mir gegenüber zeigte, wahrhaft rührend, und zum Schluß bat er immer nur wieder, ich möge an seine Freundschaft glauben und ihm vertrauen. — So verging die Zeit.

Der Winter kam mit Eis und Schnee. Stürme brausten um unser Haus, das eigentlich nicht für die rauhe Jahreszeit eingerichtet war. Dennoch hatte ich es nicht vermocht, in die Stadt zu ziehen; eine krankhafte Scheu hielt mich vor fremden Menschen fern. Tags über lenkte mich dein kindliches Geplauder von meinen schwermütigen Gedanken ab. Doch, wenn der Abend kam und ich allein im Zimmer saß und der Sturm an den Fensterläden rüttelte, als verlangen Geier Einlaß, dann erfaßte mich solch ein Grauen und eine solche Angst, daß ich mit wirklicher Freude das Rollen der Räder begrüßte, das mir die Ankunft des einzigen Freundes verkündete.

Dann saßen wir am Kaminfeuer und ich hatte ein Gefühl des Geborgenseins in seiner Nähe. Meist sprach nur er und ich hörte zu. Er erzählte mir, wie auch er still für sich

daß Prinz Heinrich, der Bruder des Kaisers, auf seiner Fahrt nach Argentinien einen Ernemann-Aufnahme-Kinematographen mitführt, der ihm besondere Freude bereitet und den er eigenhändig bedient. Die tägliche Sonder-Beilage des Berliner Vokalanzeigers „Bilder vom Tage“ vom 21. März 1914 veröffentlicht u. a. eine Photographie, die den Prinzen Heinrich auf der Kommandobrücke des „Cap Trafalgar“ zeigt, wie er während der Einfahrt in den Hafen von Lissabon eine kinematographische Aufnahme macht. Der Ernemann-Aufnahme-Kino ist auf den ersten Blick als solcher zu erkennen.

— **Ein verbotener Film.** Eine französische Film- und Kinematographengesellschaft hat einen „Der Sklave seiner Frau“ sich betitelnden Film, nach dessen Inhalt sich ein Arzt zu einer — den Zustand eines reichen Patienten verschlimmernden — Operation lediglich deshalb entschließt, um Honorar zur Befriedigung der Ansprüche seiner Geliebten zu erhalten, zur Zensur der Polizeibehörde vorgelegt. Sie hat die öffentliche Vorführung des Films verboten. Die Gesellschaft hat hiegegen Klage erhoben und die sie abweisende Entscheidung des Bezirksausschusses mit der Berufung angefochten. Der dritte Senat des Obergerichtes hat ihr den Erfolg versagt. Der Arztstand, so führte der Senat aus, bedürfe für sein Wirken des Vertrauens des Publikums. Die öffentliche Ordnung, deren Aufrechterhaltung der Polizei nach dem im gesamten Staatsgebiet geltenden Paragraph 10, Titel 17, 2. Teil, des Allgemeinen Landrechts obliegt, erfordert es, daß dieses Vertrauen nicht erschüttert werde. Die Vorführung jenes Films müsse aber zu einer Erschütterung des Vertrauens zum Arztstand führen. Wenn die Klägerin geltend mache, daß der Film erkennen lasse, daß die Schuld des Arztes ihre Sühne finde, so sei diesem Umstand doch nicht eine solche Bedeutung beizumessen, daß man sagen könnte, der Film zeige, wie hier ein Ausnahmefall, die Verfehlung eines Arztes vorliege. Die Vorgänge im Theater seien anders, als die kinematographischen Vorstellungen in ihren Wirkungen zu beurtei-

lebe und an keinerlei Vergnügen teilnehme. Er habe allen, welche nach uns fragten, erzählt — Leo stehe einem Zweiggeschäft in Chicago vor und ich hätte mich von der Gesellschaft so vollständig zurückgezogen, weil mein Gesundheitszustand der größten Schonung bedürfe. Man scheine dies ja auch zu glauben. So würde ich mit der Zeit doch etwas ruhiger geworden sein, wenn ich nur das geringste Lebenszeichen von Leo empfangen, doch nichts kam, und alle Nachforschungen von Zürichens Seite waren erfolglos.

Allerdings müsse er ja bei seinen Erkundigungen sehr vorsichtig sein; denn der Franzose sei noch immer am Orte und beobachte ihn mit Argusaugen, sei es auch nur, um aufs neue Erpressungen auf seine Kasse auszuüben. Dann stieg meine Angst wieder aufs höchste und ich bat ihn selbst, nur vorsichtig zu sein. — Ein Jahr war nun seit Leos Flucht vergangen, ich führte mein Einsiedlerleben fort.

Meine Scheu vor Menschen, wie das angstvolle Erschrecken bei einem unerwarteten Schritt hatte ich noch nicht überwunden, trotzdem ich körperlich ganz gesundet. Einmal im Laufe der Zeit war aus meiner Heimat ein Brief eingetroffen, er enthielt die Einladung zu Elses Hochzeit. Zugleich teilte sie mir mit, daß Vandermann nach einer entfernten Stadt veretzt sei. Also auch das letzte Glied der Kette fort, das mich noch mit der Heimat verband. Das Haus der Eltern war verpachtet, fremde Leute wohnten darin. Ich hatte es selbst so gewünscht. Wie durfte ich mir noch den Luxus eines unverwerteten Besitzes gestatten, nachdem ich alles, was ich brauchte, der Gnade eines andern verdankte!

Film-Beschreibungen.

Der Klub der Dicken.

Die Neue Filmgesellschaft braucht keine Reklametrommel zu rühren, ihre „Kanone“ Martin Gms schießt los und alle Welt lacht Freudentränen. Als Sargfabrikant Leberecht Kurz ist er Vorsitzender vom „Klub der Dicken“, dessen Mitglieder alle trotz eines erneuerten Treueschwures der geprüften Masseuse Mlle Yvonna unter die Hände geraten. Wenn Frä. Jensen-Gck die Masseuse darstellt, ist dies selbstverständlich. Verliert ja sogar der junge Soldat des Apothekers Giftig sein Herz bei ihrer ihm gegenüber so liebevollen Behandlung. Die Frau Sargfabrikantin erscheint ebenfalls im Massagesalon und findet die Hosen ihres Gatten, ohne daß dieser gerade darin steckt. Und als beim 10. Gründungsfest des Klubs alle Frauen allein beim Festmahl erscheinen, wissen sie ihre Eheherren bei der Verführerin zu suchen, aber nur schwer zu finden, denn Mlle Yvonna mußte einen vor dem anderen ihrer geheimen Kunden verstecken. Wenn ein Schrank plötzlich sechs Beine hat und „türmt“ eine Chaiselongue lebendig wird und an dem Kandelaber drei Zentner Fleisch hängen, so kann man sich ungefähr vorstellen, welchen possenhaften Ulf dieses dreiaktige Lustspiel mit dezent-pikanter Würze birgt. Die Darstellung ist eine flotte, nicht outrierte, die Photographien tadellos und die Leistungen des Regisseurs Gebel trotz der Burleske ernste, gelungene Arbeit, die ihren Glanzpunkt im Salon der Masseuse mit einem halben Duzend Türen aufzuweisen hat. Ein rechter Erfolg aller Beteiligten, der auch bei allen jenen, die gerne lachen, Erfolg haben wird.

Ins Blinde hinein.

Ein Viteraria-Film von Björn Björnson inszeniert. Hochzeit ist! Die Braut verbrennt Jugenderinnerungen. Einen Brief von Kurt, der entsagt, damit der andere glücklich werde, verschonen die Flammen. Vor dem Antritt der Hochzeitsreise findet ihn der Gatte. Allein Fitterwochen, Herbittage verschrecken jeden Argwohn. Kurz darauf tele-

Wie auf einer einsamen Insel mitten im Meere des Lebens stehend, so kam ich mir manchmal vor. Nie verließ ich den allerdings ausgedehnten Park, welcher unsere Villa umgab. Ich beschäftigte mich jetzt viel mit dir; trotz der ernsten Umgebung warst du ein fröhliches Kind und deine Augen lachten mir stets in hellem Uebermut entgegen, daß bei dem Anblick das heißeste Weh in mein Herz zog. Waren es doch ganz deines Vaters Augen.

Derselbe frohe Ausdruck hatte in den seinen gelegen, bis die böse Leidenschaft des Spiels von ihm Besitz genommen. Wie quälte ich mich mit den bittersten Selbstvorwürfen! Immer stiegen die letzten Tage vor meinem Geiste auf. Warum hatte ich nicht nachgegeben in meinem kindischen Trotz! Dann wäre er wohl nicht an dem Abend gegangen und das furchtbare Unglück, das sein und unser Leben vernichtet, abgewendet. Einmal habe ich ähnliches zu Jürgen ausgesprochen. Er tadelte meine selbstquälerischen Gedanken. Ich dürfe mir keine Schuld beimessen; Leo wäre unaufhaltsam seinem Verhängnis entgegengegangen. Er habe ihn viel gewarnt. Traurig genug, daß er so wenig an das Geschick derjenigen gedacht, für die zu leben und zu sterben seine heiligste Pflicht gewesen. — Dann schwieg ich. Oft schon hatte auch ich so gedacht.

(Fortsetzung folgt.)

phonierte Kurt an die junge Frau, durch Drohung zwingt er sie zu einem Stelldichein. Sie sagt sich für immer von ihm los, um ihn als neuen Sekretär ihres Gatten wieder zu finden. Nun will sie diesem alles bekennen. Sie vermag die angefangenen Zeilen nicht zu vollenden. Sie verschwindet in die Schreibtischschublade. Eines Tages geht der Gatte mit einem Freunde fort. Der Sekretär, erst mit sich kämpfend, nähert sich seiner jetzigen Prinzipalin. Diese bleibt standhaft. Er wirft sich auf sie, sie ringen. Des Mannes Freund war auf einem Waldweg gestrauchelt. Ein Armbruch ist Schuld an vorzeitiger Heimkehr. So tritt der Gatte ins Zimmer und glaubt, der Sekretär wolle stehlen. Dieser gibt dies zu, die Ehre der Hausfrau zu retten. An der Schrift des Sekretärs erkennt der Gatte, daß er Kurt vor sich habe. Dieser leugnet, doch die plötzlich hinzukommende Frau gibt es zu. Der Sekretär wird verjagt, der Gatte ist entsetzt, die Frau flieht und will sich ins Wasser stürzen. Da siegt die Liebe. Der nachgeeilte Mann verhindert sie an ihrem Vorhaben. Die Aufregung wirft sie aufs Krankenlager. Im Fieber spricht sie vom Brief in der Tischlade. Nun erkennt der Gatte, daß seine Eifersucht unbegründet war. Doch die Fieberhitze treibt die Kranke aus dem Bett, ein Herzschlag raubt sie dem bekehrten Gatten für immer. Ergreifend wie das Sujet, ist auch das Spiel der Hauptbeteiligten, unter denen besonders der Darsteller des Gatten hervorragend. Die Pracht der Zimmereinrichtungen, gut gewählte Freilichtszenen, das entzückende Herbittagidyll alles in scharfer, klarer plastischer Photographie, geben dem Film ein außergewöhnliches Relief, das der Viteraria nur Ehre macht.

Spartacus.

(Monopolfilm von Jos. Lang, Zürich.)

Welch feistlicher Jubel durchbraust die menschengefüllten Straßen des alten Roms! Tempel und Hallen sind bekränzt, und auf ihren Marmortreppen drängt sich das Volk in frohen Scharen mit Blumen geschmückt und Palmenwedel zum Gruße schwingend! Marcus Licinius Crassus feiert seinen Triumph, der Konsul und zugleich der reichste Mann des römischen Staates, von dem die Geschichte meldet, daß er einstmals das Volk an 10,000 Tischen gespeist habe und drei Monate mit Nahrungsmitteln versorgen ließ. Als siegreicher Feldherr hält er seinen Einzug in die ewige Stadt, nachdem es ihm gelungen ist, Thrazien, das blühende Land, zu unterwerfen. Schon lenkt der Zug ein in die altherwürdige via sacra. Vier weiße Zelter ziehen den prächtigen Wagen des Triumphators. Doch dem Licht folgt die Nacht, dem Frohlocken der Schmerz. Noch halb geblendet von der königlichen Pracht des mächtigen Mannes fällt der Blick auf einen Zug kummervoller Gestalten. Es sind jene Unglücklichen, denen es nicht vergönnt war, auf den Gefilden der Schlacht ein ehrenvolles Grab zu finden, jene Vermissten, die ein mißgünstiges Geschick lebend in die Arme des erbarmungslosen Siegers lieferte, denn nach dem grausamen Kriegsbrauche jener Zeit ist für sie die Sonne der Freiheit für immer dahin. Doch plötzlich verstummen die bald mitleidigen, bald höhnischen Bemerkungen des schaulustigen Volkes; dort inmitten der vornehmsten Gefangenen naht der unglückliche Fürst des eroberten Landes, Spartacus, dessen Ruf der Tapferkeit und Stärke sich bereits in der Haupt-